

Zeitschrift: Pro Senectute : schweizerische Zeitschrift für Altersfürsorge, Alterspflege und Altersversicherung

Herausgeber: Schweizerische Stiftung Für das Alter

Band: 11 (1933)

Heft: 3

Artikel: Muttertreue

Autor: H.B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-722536>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Muttertreue.

„Ich bin krank und völlig verlassen. Senden Sie bitte einen Arzt zu mir!“ Diese seltsame Botschaft war „An das Hospital nahe dem Strand“, in London, gerichtet. Sie kam mit der Frühpost in die Hände des Direktors des Charing Cross Hospitals. Die Adresse war eine Hintergasse im Stadtteil Soho, der Notschrei unorthographisch auf ein Fetzchen Papier geschrieben.

Obgleich es nicht Sitte ist, Patienten außerhalb des Hospitals zu behandeln, so machte dieser Hilferuf doch solchen Eindruck auf den Direktor Mr. Inmann, daß er sich sofort in Begleitung eines Arztes auf den Weg machte, die Kranke aufzusuchen. Die Herren erstiegen die Treppe eines trübseligen Hauses nahe Piccadilly, wo sie die Gesuchte in einer Bodenkammer fanden.

„Die einzige Ausstattung“, so erzählte der Direktor in einer Londoner Tageszeitung, in der sein Bericht zu lesen war, „bestand aus einem auf zwei Blöcke gelegten Brett, das einen Tisch vorstellte, und einer Seifenkiste als Stuhl. Die einzige Zufuhr an Luft und Licht vermittelte eine Luke, deren Glas zerbrochen war.“

In einer Ecke des Zimmers kauerte eine schwer kranke Frau, bedeckt mit einem Stück Sackstoff. Ihre müde, schwache Stimme verriet eine fremde Aussprache. Sie hatte anscheinend schon eine Woche lang so gelegen, bis ihr Zustand entdeckt wurde. Während dieser Zeit hatte sie wenig oder gar nichts gegessen, so daß sich ihr Befinden durch chronische Schwäche noch verschlimmert hatte. Es war klar — hier durfte keine Minute länger gezögert werden. Sofort wurden Anstalten getroffen, die Frau ins Hospital zu überführen.

Die Untersuchung ergab, daß Frau St. an einer schmerhaften Krankheit litt, die leider nur zum traurigen Ende führen konnte. Sie war eine Schweizerin, die seit zwei Jahren in London lebte und in der Küche eines Soho-Restaurants vom frühen Morgen bis zur sinkenden

Nacht gearbeitet hatte — für 15 Schilling die Woche, wovon ihr Arbeitgeber noch 3 Schilling für Essen abzog, und 9 Schilling Miete kostete wöchentlich ihre Dachkammer.

„Haben Sie denn keine Angehörigen oder Freunde?“ wurde sie gefragt. Tränen kamen in ihre Augen. „Hier nicht, nur in der Schweiz.“ „Warum haben sie sie denn verlassen?“ fragte man. Für einen Augenblick übermannte sie die Bewegung. Dann, unter Schluchzen, schüttete sie ihr Herz aus: Ihr einziger Sohn, der bis zum Kriege in Deutschland gearbeitet hatte, ließ sich bei Kriegsausbruch naturalisieren, um mitkämpfen zu können. Vielleicht war es ein Rest der alten Reisläuferei, vielleicht auch Dankbarkeit für das Land, das ihm Brot gegeben hatte. Genug, er wurde verwundet, gefangen genommen und starb. — Das Licht einer wundervollen Liebe schimmerte durch ihre tränenschweren Blicke, als sie fortfuhr: „Ich fühlte mich so einsam ohne ihn, und so kam ich in euer Land, um ihm nahe zu sein.“ Als Schweizerin war es ihr gestattet worden, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, was sonst in England Landfremden nicht gestattet ist.

Jede Woche besuchte sie ihres Sohnes letzte Ruhestätte, und von dem, was ihr von ihrem kärglichen Lohne blieb, schmückte sie das Grab mit Blumen.

Als Frau St. starb, hielt sie in ihren erkalteten Händen ein Bild. Es war die Photographie eines einfachen Holzkreuzes auf einem Grabe, das sich in einem altmodischen englischen Kirchhofe befand. Kameraden des Sohnes hatten es ihr nach seinem Tode in die Schweiz gesandt, wo es den Wunsch in ihr erweckte, in seiner Nähe zu sein.

Muttertreue, das Köstlichste in der Welt! Sie kennt keinen Unterschied der Nationen oder Rassen. Der Krieg ist das grausame Ungeheuer, das das Mutterherz seines größten Schatzes beraubt.

H. B.